
Religiöser Wandel als Generationenwandel? – Betrachtungen zum Generationenkonzept am Beispiel ostdeutscher Generationenverhältnisse

Uta Karstein und Monika Wohlrab-Sahr

1 Einleitung

Dass sich in den neuen Bundesländern mit dem Zusammenbruch der SED-Diktatur keine religiöse Revitalisierung vollzogen hat, ist mittlerweile bekannt. Was die Mitgliedschaft in Kirchen und Religionsgemeinschaften sowie die Zustimmung zu religiösen oder religionsnahen Aussagen angeht, sprechen die Zahlen für sich.¹ Dennoch vollzogen sich in den vergangenen 25 Jahren auch neue Entwicklungen im Bereich der Religion, die das Bild einer weitergehenden Säkularisierung differenzieren. Die ALLBUS-Umfrage des Jahres 2012 zeigt bei der jüngsten befragten Gruppe der 18- bis 29-jährigen Ostdeutschen eine im Vergleich zum Jahr 1991 erkennbar stärkere Zustimmung zu bestimmten religionsnahen Aussagen. Auffällig ist in dieser Altersgruppe vor allem ein Befund, den man als relativ allgemeines In-Rechnung-Stellen von Transzendenz interpretieren könnte, und zwar in einer positiven (Leben nach dem Tod) und einer negativen Variante

¹ Der Religionsmonitor der Bertelsmann Stiftung von 2008 weist 32 % Kirchenmitglieder und 68 % Konfessionslose aus. Die Zahlen, die sich auf religiöse Vorstellungen – bspw. den Glauben an einen Gott oder ein Leben nach dem Tod – beziehen, fallen noch eindeutiger zuungunsten der Religion aus (Petzoldt 2009, S. 126).

U. Karstein (✉)
Dresden, Deutschland
E-Mail: uta.karstein@mailbox.tu-dresden.de

M. Wohlrab-Sahr
Leipzig, Deutschland
E-Mail: wohlrab@uni-leipzig.de

(Okkultismus). Den größten Zuwachs – innerhalb von etwa 20 Jahren kam es hier zu mehr als einer Verdoppelung von 15 auf 33 % – erfuhr dabei der Glaube an ein Leben nach dem Tod, ohne dass gleichzeitig der Glaube an einen Gott gestiegen wäre.²

Die Zustimmung zu unspezifischen religiösen Formulierungen bringt diese jüngste befragte Altersgruppe in relative Nähe zu den Jahrgängen, denen ihre Großeltern angehören, und in klare Differenz zur Generation ihrer Eltern. Auch von anderer Seite (Jagodzinski 2000; Meulemann 2000) wurde auf ein Anwachsen des „religiösen Zweifels“ (im Unterschied zum zweifelsfreien Atheismus) in der jüngeren Generation hingewiesen, mit der Folge einer Annäherung zwischen jüngeren und älteren Generationen im Vergleich zur „DDR-Generation“ der in den 1950er und 1960er Jahren Geborenen (Jagodzinski 2000, S. 63). Wie der Ost-West-Vergleich zeigt, handelt es sich in diesem Fall nicht um eine allgemeine, überall gleich gerichtete Generationendynamik, sondern um einen für Ost- und Westdeutschland klar differierenden Prozess. Nicht nur im Hinblick auf die Korrelation des Lebensalters, sondern auch des Bildungsstandes mit Religiosität, finden sich demnach gegenwärtig in Ostdeutschland umgekehrte Verhältnisse als im Westen. Gilt im Westen die Gleichung: je jünger und gebildeter, desto weniger religiös und kirchlich gebunden (Pickel 2000, S. 213), kehrt sich dies in Ostdeutschland, wenn auch nicht in der Mitgliedschaft in Kirchen und Religionsgemeinschaften, so doch in der Haltung gegenüber religiösen und spirituellen Fragen, um. Hier zeichnet sich ein Trend ab, den man wie folgt zuspitzen könnte: Je jünger, desto neugieriger sind die Ostdeutschen auf den Bereich des Spirituellen und Religiösen.

Diese Befunde waren Ausgangspunkt eines von 2003 bis 2006 an der Universität Leipzig durchgeführten Forschungsprojektes, das sich dem Thema Religion und Weltanschauung über eine Generationen-Untersuchung näherte (Karstein 2013; Wohlrab-Sahr 2001; Wohlrab-Sahr et al. 2005, 2009). Während Surveydaten lediglich grobe Anhaltspunkte für die sich in der Kohortenabfolge vollziehenden Veränderungen geben können, ging es in diesem Forschungsvorhaben darum, genauer auszuloten, ob und in welcher Weise sich hier tatsächlich ein Generationenwandel

² Die nächsthöhere Zustimmung findet sich mit 34 % bei den 30- bis 44-Jährigen und mit knapp 22 % bei den 75- bis 89-Jährigen (ALLBUS 2012, V 209; eigene Berechnungen). Ein ähnlicher, wenn auch nicht so stark ausgeprägter Befund ergibt sich bei der Frage nach der Relevanz von Magie, Spiritismus und Okkultismus. Während hier die durchschnittliche Ablehnung bei 80 % liegt, fällt sie in der jüngsten Altersgruppe mit 62 % signifikant niedriger aus (ALLBUS 2012, V 171). Differenzen zeigen sich auch im Hinblick auf das Votum, man solle sich primär an dem orientieren, was man mit dem Verstand erfassen könne und alles andere auf sich beruhen lassen (ALLBUS 2012, V 140).

vollzieht und welche Bedeutung religiöse und weltanschauliche Vorstellungen und Praktiken in der Verhältnisbestimmung zwischen den Generationen haben.

Zu diesem Zweck wurden familienbiographische Interviews, an denen in der Regel Vertreter dreier Familiengenerationen teilnahmen, sowie Einzelinterviews und Gruppendiskussionen durchgeführt. Konkret handelte es sich dabei um 24 Familieninterviews, 24 Einzelinterviews und sechs Gruppendiskussionen in der jüngsten Generation. Die Interviews wurden in verschiedenen Gegenden Ostdeutschlands mit stärker kirchlich gebundenen und mit eher säkularen Familien geführt, wobei darauf geachtet wurde, dass die Vertreter der jüngsten Generation noch aktive Erinnerungen an die staatlichen Sozialisationsinstanzen in der DDR hatten. Die Repräsentanten der ältesten Generation sind in den 1920er und 1930er Jahren geboren, haben Krieg und oft auch Vertreibung erlebt und waren an den Aufbaujahren der DDR als ältere Jugendliche und junge Erwachsene beteiligt. Diese Generation ist en gros noch vergleichsweise stark kirchlich gebunden, wenngleich viele Personen diese Bindung im Verlauf der DDR-Geschichte aufgaben. Die Repräsentanten der mittleren Generation sind überwiegend in den späten 1940er und 1950er Jahren geboren. Sie sind voll in der DDR sozialisiert worden und haben diese – wenn nicht spezifische religiöse oder politische Familientraditionen vorhanden waren – oft als alternativlos erlebt. Ihre kirchliche Bindung und religiöse Orientierung ist besonders schwach. Sie sind zum Teil bereits nicht mehr getauft, und zumeist ist die Jugendweihe an die Stelle von Konfirmation oder Firmung getreten. Die Repräsentanten der jüngsten Generation sind überwiegend in den 1970er Jahren geboren. Bei ihnen überlagerte sich das Ende der DDR mit der biographischen Öffnung, die die Adoleszenzphase mit sich bringt. Das Wendegeschehen zeigte in dieser Generation oft ambivalente Züge. Einerseits wurden sie mit den oft schwierigen Erfahrungen des Neuanfangs in der mittleren Generation konfrontiert. Andererseits bedeutete die politische Neuordnung für sie selbst meist eine Öffnung des Horizonts. Dies betrifft – in unterschiedlicher Weise – auch den religiös-weltanschaulichen Bereich.

Wenn wir hier von „Generationen“ sprechen, beziehen wir uns zunächst auf die unterschiedlichen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und damit verbundenen Orientierungen, in die die Angehörigen verschiedener Altersgruppen hineinwachsen. In welchem Maße daraus bewusste Differenzen erwachsen, die nach innen vereinheitlichend und nach außen trennend wirken, sollte im Rahmen des Forschungsprojektes empirisch geklärt werden.

Um es gleich vorweg zu nehmen: Auf eine neue Generation – zumal eine, die sich vorrangig aus religiösen oder weltanschaulichen Motiven heraus konstituiert – sind wir während unserer Forschungen nicht gestoßen. Die größere Zustimmung junger Ostdeutscher zu religionsnahen Fragen, die in den Statistiken zum Ausdruck kommt, offenbarte sich in unseren Interviews häufig als experimentelle Denkbewegung,

selten als explizites Bekenntnis, das zur Grundlage eines gruppenbildenden Wir-Gefühls werden könnte. Was sich im Datenmaterial allerdings deutlich zeigt, ist in welcher Weise die Positionierungen im religiös-weltanschaulichen Bereich nach 1989 zum Kristallisationspunkt von Prozessen familiärer Selbstvergewisserung und wechselseitiger Irritationen zwischen den Familiengenerationen wurden. Gerade bei den experimentellen Denkbewegungen der Jüngeren, die in gewisser Weise die Tür zum Transzendenten spekulativ öffnen bzw. offen zu halten versuchen, zeigt sich, dass hier in Dimensionen gedacht wird, die den Eltern oft fremd oder gar suspekt sind und die zum Teil auch das materialistische Gesellschaftsprojekt betreffen, in das die Eltern hineinsozialisiert worden sind. Deutlich wird aber auch, dass es in Familien vielfältige Mechanismen gibt, diese potentiell problematischen Differenzen zu ‚entschärfen‘. Mittels verschiedener kommunikativer Strategien wird sichergestellt, dass die familiäre Einheit nicht zerbricht.

Auf den folgenden Seiten werden wir uns jedoch zunächst kritisch mit dem Mannheim'schen Generationskonzept auseinandersetzen, um ein eigenes Generationsverständnis herauszuarbeiten. Wir plädieren dabei für einen relationalen Generationenbegriff, der historische Generationen und Familiengenerationen nicht pauschal einander gegenüberstellt, sondern in ihrem Verhältnis zueinander auslotet und bestimmt. Konkretisiert wird dies anhand von familienbiographischen Interviews aus dem oben genannten Projekt.

2 Historische und familiäre Generationen – ein Problemaufriss

Thematisiert man Generationen, meint das – zumal in der öffentlichen Debatte – in erster Linie benachbarte Jahrgänge, die aufgrund gemeinsamer historischer Erfahrungen ein spezifisches Lebensgefühl teilen. Dies liegt ganz auf der Linie dessen, was der Soziologe Karl Mannheim (1970/1928) unter dem Konzept der Generation verstand. Durch die Partizipation an denselben Ereignissen während der jugendlichen Prägungsphase der Akteure würde sich – so Mannheim – bei den Betroffenen eine gemeinsame Erlebnisaufschichtung aufbauen. Dies führe dann dazu, dass sie sich gerade mit denjenigen Beständen auseinandersetzen, die durch die veränderte soziale und geschichtliche Lagerung problematisch und dadurch reflexiv geworden seien. Die Jugendphase hält Mannheim deshalb für wesentlich, weil die Erlebnisse und Erfahrungen dieser Phase die Tendenz hätten, sich als „natürliches Weltbild“ festzusetzen (ebd., S. 536). Ausgehend vom Potential der gemeinsamen Generationenlagerung könne es dann zur Herausbildung eines Generationszusammenhanges im Sinne einer Partizipation am gemeinsamen Schicksal kommen (ebd., S. 543). Dazu gehört für Mannheim,

dass „reale geistige Gehalte ... eine reale Verbindung zwischen den in derselben Generations*lagerung* befindlichen Individuen stiften“ (ebd.). Im Rahmen eines solchen Generationszusammenhanges könnten sich dann wiederum verschiedene Generationseinheiten herausbilden, die sich „mit demselben, sie alle betreffenden historisch-aktuellen Schicksal“ (ebd., S. 544) auseinandersetzen, dies aber auf verschiedene Weise verarbeiten. Diese Generationseinheiten betrachtet Mannheim als „Wir-Gruppen“, die sich durch eine spezifische politisch-weltanschauliche Identität auszeichnen und in ihrem Wirken auch andere Angehörige derselben Generationslagerung beeinflussen.

Der Generationenbegriff hat in der Soziologie eine beachtliche Karriere durchlaufen und ist auch aus dem öffentlichen Sprachgebrauch nicht mehr wegzudenken. Dabei hat er aber auch an Kontur verloren: Obwohl Mannheim die differenzierende Dreiteilung von Generationslagerung, -zusammenhang und -einheit vorgenommen hat, hat sich die Rezeption seines Generationsbegriffes in den öffentlichen wie auch wissenschaftlichen Debatten der vergangenen Jahre häufig auf das Verständnis von Generation als einer Wir-Gruppe verkürzt, die nicht selten über bestimmte Lebensstile charakterisiert wurde. Allerdings beinhaltete auch das Mannheim'sche Generationenverständnis bereits eine problematische implizite Annahme: Offensichtlich ist sein Generationsbegriff in Abgrenzung zu den Vergemeinschaftungsformen von Familie und Sippe konstruiert. Er folgt unausgesprochen der Voraussetzung, dass sich der Stellenwert von Familie in der Moderne verringert, da ihr etwas Statisches und damit Vormodernes anhafte, wohingegen das Generationskonzept mit seinem Fokus auf historische Generationen auf die Erfassung gesellschaftlicher Dynamik ziele (siehe dazu Jureit und Wildt 2005; Kohli 1994; Wohlrab-Sahr et al. 2009). Alle späteren Arbeiten zu historischen Generationsgestalten haben diese Differenz mitgeführt. So akzentuierte bspw. Heinz Bude (1987, 1995, 2000) den Mannheim'schen Generationenbegriff – im Unterschied zu dem der Kohorte – als einen qualitativ bestimmten „Unterbrechungsbegriff“ (Bude 2000, S. 189), der nicht bloße Variation, sondern „das stete Neueinsetzen tonangebender Formationen“ anzeige, welche „einen neuartigen Zugang zum Gegebenen und neuartige Distanzierungen vom Überkommenen zum Ausdruck bringen“.³ Dabei sieht er den Generationsbegriff

³ Die Bedeutung des Generationsbegriffes liegt für Bude (2000, S. 187) nicht zuletzt darin, dass er ihn als einen der „letzten Bezugspunkte für einen Wir-Begriff des Einzelnen“ ansieht, der eine „horizontale Identität der Weltauffassung und Weltbewältigung“ behauptet und auf diese Weise eine Alternative zu Konzepten wie „Klasse“ und „Nation“ darstellt. Vor dem Hintergrund der neueren gesellschaftlichen und historischen Entwicklungen hält Bude letztere Begriffe für nicht mehr tragfähig. Inwiefern die Selbstverortung von Akteuren als Angehörige einer spezifischen Generation tatsächlich Milieu- bzw. Klassengrenzen überschreitet oder ob nicht eine Generationsgestalt in milieu- wie auch in geschlechtsspezifischer Hinsicht variiert, ist jedoch eine Frage, die letztlich nur empirisch geklärt werden kann.

in Spannung zum genealogischen Begriff der Familiengeneration, der Traditionsanschlüsse unterstelle, wo doch ein „neuer Zugang zur akkumulierten Kultur“ gesucht werde (ebd., S. 190).⁴

Ein solches Generationenverständnis spielte auch bei der Erforschung Ostdeutschlands eine prominente Rolle. So befasste sich beispielsweise Claus Leggewie (1995) in den 1990er Jahren mit den damaligen „twenty-somethings“, die er als wichtige Akteure beim Sturz des SED-Systems ansah. Von ihnen nahm er an, sie würden sich vergleichsweise unproblematisch in die neuen Verhältnisse einfügen und zehn Jahre nach dem Mauerfall die bestimmende politisch-gesellschaftliche Elite hervorbringen. Bei dieser Arbeit handelt es sich eher um einen hoffnungsvollen Blick in die Zukunft als um eine fundierte Analyse des betrachteten Jahrgangs. Das schon bei Mannheim durchschimmernde Pathos des Neuen bricht sich auch hier Bahn und wird in gewisser Weise zum Auftrag des Autors an die als „89er“ etikettierten Jahrgänge.

Nachdem neuere Generationenlabel wie das der „Generation Praktikum“ in den letzten Jahren primär auf die spezifischen Herausforderungen der neoliberalen Wirtschaftsordnung reagierten, gibt es nun mit der sogenannten „Dritten Generation Ost“ wieder den Versuch, ausgehend von den historischen Erfahrungen von 1989, ein Generationenetikett in Anspruch zu nehmen (Hacker et al. 2012). Seit der Gründung einer entsprechenden Initiative im Jahr 2010 wurden mehrere Treffen organisiert, die die Suche nach einem gemeinsamen Selbstverständnis mit Hilfe moderner Moderationstechniken und Veranstaltungskompetenzen in Gang bringen sollten. Darüber hinaus wurde ein Konzeptpapier verfasst, eine Tour durch Ostdeutschland organisiert und ein Buch realisiert, in dem die heute 30- bis 40-Jährigen mit ihren Ansichten und Lebenserfahrungen ausführlich zur Sprache kommen. Die Medienresonanz auf all diese Aktivitäten war (und ist) beachtlich, und fast scheint es, als würde sich die Hoffnung Leggewies’ auf eine „Generation 89“ doch noch erfüllen.

Auffällig am Selbstverständnis der Akteure ist jedoch, dass sie sich in erster Linie als Vermittler begreifen, und zwar sowohl zwischen Ost und West als auch zwischen den Generationen in Ostdeutschland (Hacker et al. 2012, S. 12). Dies ist

⁴ Gestützt wird ein solches Generationenverständnis auch von der Familienforschung, da sie primär an der Familie als Teil milieuspezifischer Zusammenhänge interessiert ist und damit häufig unausgesprochen das Verbindende, Kontinuitätsstiftende in den Blick nimmt. Hier dominieren vor allem Arbeiten zur Beziehungsqualität und -dichte zwischen familialen Generationen, zu den materiellen und immateriellen Transferleistungen, den Formen familialer Solidarität und zu den familialen Sozialisations- und Interaktionsprozessen (Bertram 2000; Keppler 1994; Kühnemund und Motel 1999; Oevermann 1979; Szydlík 2001) und lassen eine Zusammenschau beider Generationskonzepte oder gar deren Verknüpfung nicht naheliegend erscheinen.

vor allem im Vergleich bemerkenswert, trat doch etwa die 68er-Generation eher durch den Gestus moralischer Überlegenheit und einen öffentlich zelebrierten Bruch mit ihren durch Verstrickungen in das Naziregime diskreditierten Eltern hervor. Damit verband sich die Forcierung der kulturellen Modernisierung der bundesrepublikanischen Gesellschaft. Solch harsche Absetzbewegungen zeichnen die Akteure von heute gerade nicht aus. Ihnen geht es – ganz im Gegenteil – um die explizite Anerkennung der Lebenswege und -leistungen der Generation ihrer Eltern, nicht darum, sich von ihnen zu distanzieren. Auch scheint ein gesellschaftliches Anliegen, das über solche Verständigungsabsichten hinaus etwas Neues artikuliert, nicht in Sicht. Insofern scheint es in erster Linie um die gesellschaftliche Anerkennung der Akteure selbst zu gehen, die aber gerade nicht um den Preis einer größer werdenden „kulturellen Kluft zu den Älteren“ (Leggewie 1996, S. 16) erreicht werden soll.

Was man auch immer von diesen Bemühungen halten mag, sie zeigen für uns zweierlei: Erstens wird deutlich, dass sich eine Generation als eine auf „altersspezifische[r] Erlebnisschichtung basierende Gemeinschaft“ (Jureit und Wildt 2005, S. 9) nicht im Selbstlauf etabliert. Ihr gehen sehr konkrete und vielfältige Akte der kommunikativen Bewusstseinsarbeit voraus, die – im Falle einer erfolgreichen Mobilisierung – aus einer Generation *an sich* erst eine Generation *für sich* werden lässt. Die zweite Erkenntnis ist, dass sich historische Generationen nicht ohne die Berücksichtigung familialer Generationenverhältnisse verstehen lassen. Jede neue Generationsgestalt muss sich ins Verhältnis setzen zu den älteren Jahrgängen. Gerade im Hinblick auf Familiengenerationen geht es ja nicht allein um Tradierung, sondern immer auch um den sprichwörtlichen „Vater-Sohn-Konflikt“, in dem in Auseinandersetzung mit der väterlichen – und natürlich auch mütterlichen – Autorität Neuem der Weg bereitet wird. Insofern begegnen sich die unterschiedlichen Jahrgänge und deren Lebenshaltungen zuerst, besonders nachhaltig und mit hoher persönlicher Relevanz in ihren Herkunftsfamilien! Es liegt daher mehr als nahe, sich der Erforschung historischer Generationen auch über die Analyse familialer Generationsverhältnisse zu nähern. Welch aufschlussreiches Material damit zutage gefördert werden kann, wollen wir im folgenden Abschnitt zeigen.

3 Familiäre Generationenverhältnisse

In den nachfolgenden Darstellungen präsentieren wir in diesem Sinne zunächst Familien, bei denen anschaulich wird, wie sich Kontinuität über die Generationen hinweg herstellen lässt. Dabei spielen nicht zuletzt religiös-weltanschauliche

Bezüge eine Rolle. In einem zweiten Schritt diskutieren wir Ausschnitte aus Interviews, in denen generationelle Differenzen auf exemplarische Weise zutage treten, aber über kommunikative Strategien auch wieder entschärft werden. Daran schließt ein Beispiel an, in dem sich eine Angehörige der jüngsten Generation von ihren Eltern abgewendet hat und dies als ein Generationenproblem markiert, das über ihre eigene Familie hinausweist. Was diesen Fall interessant macht, ist, dass der Bruch mit dem Elternhaus auch mit einer religiös-weltanschaulichen Neuorientierung einhergeht.

3.1 Familiäre Kontinuitäten: Religion und Weltanschauung als Frage von Tradition und Loyalität

Die im Folgenden porträtierte Familie Gladbach⁵ stammt aus dem ländlichen Raum und zeichnet sich dadurch aus, dass trotz tiefgreifender gesellschaftlicher Umbrüche ein weitgehend stabiles, in Traditionen verankertes familiäres Selbstbild aufrechterhalten wird. Dies beruht auf der Religionszugehörigkeit, der regionalen Herkunft und einer seit längerem tradierten beruflichen Orientierung (Handwerk) und ist für alle Familienmitglieder hochgradig verbindlich. Die Artikulation von Divergentem tritt in diesem Fall, wie auch in anderen, ähnlich gelagerten Fällen, weitgehend in den Hintergrund, es überwiegt das die Familienmitglieder Verbindende, Gemeinsame, Fraglose. Familie erscheint hier als genealogische Kontinuität, als eine Einheit, die ihre Verbindlichkeit und Integrationskraft auch über gesellschaftliche Transformationsprozesse hinweg zu bewahren vermag.

Am Interview nahmen der Großvater (GV), die Großmutter (GM), deren Sohn (V) und dessen eingeheiratete Frau (M) sowie die Tochter der Frau (T) teil. Zu Beginn des Interviews zielen die Darstellungen der Großeltern auf die Präsentation der Familienbiografie als einer weit zurückreichenden Geschichte, der man sich nach wie vor verpflichtet fühlt. Bezeichnend dafür ist der Erzählbeginn des Großvaters:

II: „Ja erzählen Sie ruhig sozusagen von Anfang an, wie, ähm, sozusagen wo Sie die Anfänge sehen würden ihrer Familie, wo Sie sich kennen gelernt haben, wo Sie einzeln herkommen“

GV: „Na das wird, geht ja zurück bis zu meinen Vater, der Neunzehnhundertun/ (1) im ersten, im Ersten Weltkrieg bei Krupp gearbeitet hat, so weit geht

⁵ Die Vor- und Nachnamen der Familien wurden geändert.

das zurück. Wir ham noch, ich hab' noch weiter, ich hab' bis sechzehn/siebzehnhundertsechs und so weiter {alle lachen}“

II: „*Naja*, also am besten die Sachen, an die Sie sich selber erinnern auch, also die Sie selber, die Sie selber erlebt haben ...“

(Familie Gladbach Z, 42–50)⁶

Die anfängliche Verständigung über den Erzählrahmen zeigt, dass der Großvater bemüht ist, sich in eine lange zurückreichende Familientradition zu stellen. Ein ähnliches Muster prägt auch den Erzählbeginn der Großmutter, die sich als Teil einer „alten, eingeborenen Familie“ vorstellt und die vor allem ihre Verbundenheit mit dem Wohnhaus betont, in dem sie geboren wurde und von dem sie nicht sagen könne, „wie viele Generationen hier gewohnt haben seit 1704“. Dieses Haus spielt im Selbstbild der Familie eine herausragende Rolle und steht für deren Kontinuität und örtliche Präsenz. Die Großmutter spricht hier explizit von „Generationen“, allerdings in der genealogischen Bedeutung des Begriffs. Dieser dient nicht der Akzentuierung von Neuem, sondern der Betonung der Kontinuität in der Familienfolge.

Die Mitgliedschaft in der evangelischen Gemeinde ist ein wichtiger Eckpfeiler für das familiäre Selbstverständnis. In der Interpretation dieser Mitgliedschaft als einer fraglosen Familientradition spielt wieder die Großmutter eine wichtige Rolle, indem sie betont, die kirchliche Bindung bestünde schon seit „Urzeiten“, und alle Vorfahren wären zudem Mitglieder des Kirchenvorstands gewesen. Der Großvater stützt diese Perspektive, indem er darauf hinweist, er habe zwei Legislaturperioden im Kirchenvorstand mitgewirkt und dann dieses Amt an den anwesenden Sohn weitergegeben – so, als handle es sich dabei um ein Erbamt.

Das Fortführen der evangelischen Tradition stand offenbar zu keinem Zeitpunkt der Familienentwicklung in Frage. Allerdings war dies angesichts der staatlichen Kirchen- und Religionspolitik in der DDR durchaus nicht selbstverständlich. So wendet sich die Großmutter in einem „Brief an die Regierung“ gegen die damalige Einführung der Ganztagschule, da es den Kindern dann nicht mehr möglich sei, „am christlichen Leben teilzunehmen“. In den 1960er Jahren, als mit diversen Mitteln versucht wurde, Familien von der Jugendweihe zu überzeugen, sei jedoch niemand zu ihnen gekommen: „Unsere Richtung war bekannt, und wir ham uns natürlich ooch nich‘ davon abbringen lassen“. Religiöse Bekenntnisse – so wird

⁶ Transkriptionsregeln: *natürlich* = auffällige Betonung; F/ = Konstruktions- oder Wortabbruch; [...] = Auslassung; (.) = kurze Pause; (1) = Pause mit Sekundenangabe; (xxx) unverständliche Passage; (mit) = unsichere Transkription; *wirklich* = leise gesprochen; #daher# = laut gesprochen; „Wort“ = wörtliche Rede.

hier deutlich – sind nicht nur Sache des Einzelnen, sondern auch eine Frage der Familienidentität.

Ganz in diesem Sinne präsentiert der anwesende Sohn der Großeltern die evangelische Kirchenzugehörigkeit als Teil des familialen Selbstverständnisses: „... ja war nie bei den Jungen Pioniere oder in der FDJ, des ging ja eben schon wie bei den Eltern alles seinen christlichen Gang, fast jeden Sonntag Kirche, Kindergottesdienst oder, oder, oder“. Diese Formulierung unterstreicht noch einmal die Fraglosigkeit und Unausweichlichkeit der Traditionsübernahme – es sei eben alles wie „bei den Eltern“ gewesen.

Wie verbindlich all diese Setzungen für die restlichen Familienmitglieder sind, zeigt sich in diesem Interview an der eingeheirateten Schwiegertochter, die mit der Darstellung ihrer Biografie an das Selbstverständnis der Familie ihres Mannes anzuschließen versucht, aber auch an der Tochter, die sie mit in die Ehe gebracht hat. Diese wird während des Interviews mehrmals symbolisch in die Familie integriert. Der Vater selbst bezeichnet sie wiederholt als „unsere Große“ oder „meine Große“, und die Großmutter kommentiert die Ausführungen des Vaters, die Tochter stamme nicht von ihm, mit den Worten „Aber is’ ’ne Gladbach“, die der Vater bestätigt: „Is’ ’ne Gladbach“. Über die volle Zugehörigkeit zur Familie wird damit kein Zweifel gelassen. Dass auch oder gerade für sie die Vorgaben der Familie bedeutsam sind, zeigt sich zum einen in ihren Erzählungen über das Engagement in der Jungen Gemeinde, für deren Weiterbestehen sie sich aufgrund des Fehlens eines Gemeindepfarrers mitverantwortlich fühlt, womit sie gewissermaßen das Erbe ihrer Großeltern und Eltern antritt. Zum anderen wird sie von den anderen Familienmitgliedern während des Gesprächs ganz klar auf eine bestimmte Darstellungsform ihres Lebens verpflichtet, bei der die familial geteilten Relevanzstrukturen sehr deutlich zum Ausdruck kommen:

V : „So, na Kirsten, erzähl was aus deinem bewegten Leben ...“

T : „Tja, ich bin fünfundachtzig geboren (1)“

M: „Hast zwölfte Klasse“

T : „Ja, ja, grad mein Abitur gemacht, bin grad Achtzehn geworden, ja“

V : „Riesenfete am Sonnabend gehabt ...“

T : „Ja bin im Kindergarten gewesen, in der Grundschule gewesen, bin dann auf’s Gymnasium, bin keimmal sitzen geblieben“

M: „Bist konfirmiert worden“

T : „Bin getauft, bin konfirmiert (1) Bin grad’ mal so mit sechs Jahren eingeschult worden, also ich bin die Jüngste bei uns in der Klasse ...“

V : „Geht e’ bisschen jobben.“

T : „Ja, ich geh arbeiten an der Tankstelle hier oben ...“

Der Osten

Neue sozialwissenschaftliche Perspektiven auf einen
komplexen Gegenstand jenseits von Verurteilung und
Verklärung

Matthäus, S.; Kubiak, D. (Hrsg.)

2016, XI, 223 S. 1 Abb., Softcover

ISBN: 978-3-658-06400-6